

Manfred Markus Jung v

HANDSCHRIFT

Seine Handschrift, nach vorn strebend, mit weichen Zügen, in warmen, runden Schwüngen füllt sie das Papier. Da ist nichts Flüchtigendes, Verwischendes. Die Anfangsbuchstaben seines Namens sind aus der Tiefe geholt, so als ob er zuerst Luft holt, bevor er loslegt. Als ob er zuerst eine Schreibstrecke des Nachdenkens bräuchte, um anzufangen. Die kleinen ns sind gerade an der Kippe. Sie schließen sich nicht, wie es vorgeschrieben wäre, sie sind leicht dem u zugeformt. Eine behutsame Offenheit, nicht mit der Tür ins Haus fallend, aber auch nicht verschlossen. Spätestens wenn die Gedichte Stimme werden, sich vom Geschriebenen in den Raum lösen, dann liegt alles offen.

Er wählt fast immer schwarze Stifte, ob Kuli oder Feder. Schwarz. Was man schwarz auf weiß . . . Es hat etwas Gesetztes. Vielleicht auch er. Vor allem aber, man muß diese Texte auch immer wieder sehen. Mundart wird bei ihm zu Lesart.

versfüeß

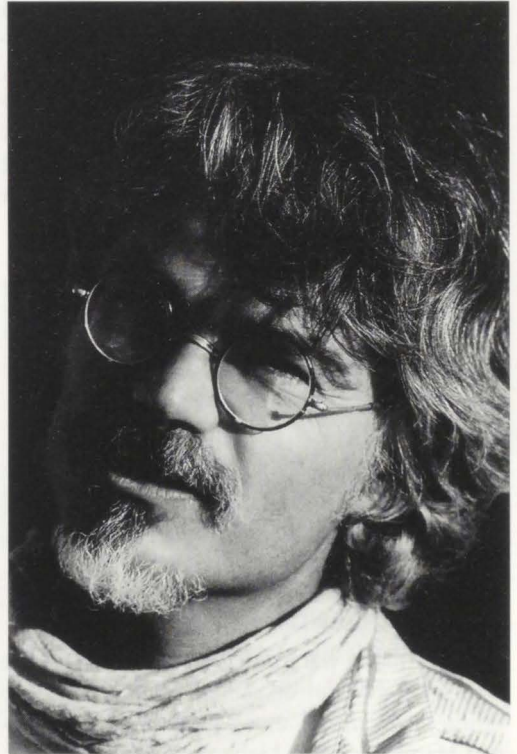
*uf vogelfüeß
goht d schrift
dur e sand*

verlöscht

*im endlose gschwätz
vo de welle*

ufghobe

im freie flug



Manfred Markus Jung

Es ist schon verblüffend, wenn man seine Fotos anschaut. Ich denke z. B. an das alte Foto von 1976, als er Preisträger des Regierungspräsidiums war. Damals gehörte er noch zum Nachwuchs.

Er in ordentlichem Bundeswehrhaarschnitt, auf der Nase noch die Gymnasiastibrille, die sich bald im Studium zum John Lennon-Modell hin mauserte. Sein Körper von der

Schwarzwälder Statur, nicht groß, damit man nicht auffällt. Und dann die fixierenden Augen, wie sie durch die Gläser die Welt abtasten, zu fassen suchen. Manchmal mit dem Blick eines Leutnants, unerbittlich das Ziel anvisierend, dann aber kippt alles in das brechende, freche Grinsen eines Pennälers, der sich freut, daß sich der Lehrer auf den nassen Schwamm gesetzt hat. Und wenn man gerade nicht hinschaut, dann entdeckt man die dunklen, fast traurigen Intermezzi einer wälderischen Schwermut.

Das Äußere hat sich seit zwanzig Jahren kaum geändert. Gerade ein paar graue Strähnen, der gleiche Schnauzer über der Oberlippe, der gleiche Blick, sogar noch der gleiche, ein bißchen wälderhaft, schwerfällige Tonfall. Nicht schmeichelnd, mehr sachlich, einer Aufzählung von Abrechnungen nicht unähnlich. Wären da nicht diese Worte:

*jedis wort
isch e froog
alles
isch e froog
vom wort*

EIN ANFANG

Am Anfang waren es sogar viele Worte. Mit Chötzerig gewann er seinen ersten Preis. Die (kurze) Geschichte eines jungen wehrpflichtigen Mannes, dessen Liebe nicht erwidert wird, hoffnungslos. Nachdem er dreimal die Angebetete nicht trifft, macht er sich im Suff an eine Sizilianerin heran, verbringt mit ihr eine rauschhafte und zwiespältige Nacht, er, der große Bueb, und am Morgen steht er wieder vor dem Kasernentor. Das war 1976. Für diese Geschichte schüttelte ihm Hermann Person, der Regierungspräsident, die Hand.

Eine sehr dichte Erzählung, die in ihrer Prägnanz schon ganz auf der Höhe der kommenden Gedichte ist. Er ist eingestiegen in das Haus der Literatur durch eine Tür, die für ihn dann zum Seiteneingang wurde. Im Haus bewegte er sich schon bald auf andere Zimmer zu.

SOHN VON

Geboren wurde er am 5.10.1954 in Zell im Wiesental, aufgewachsen ist er in Lörrach.

Es hat ihn mal ein Moderator gefragt, ob es nicht ein schwere Bürde sei, ein Theaterstück für Herrischried zu schreiben, wo doch sein Vater viele Jahre lang für das Ensemble geschrieben hat. M. M. Jung sagte nur: „Es macht mir nichts aus, daß es mein Vater war, der die Stücke geschrieben hat. Nur, daß sie so gut geschrieben sind, das macht es für mich so schwer.“

Da ist wieder dieser scharfe analytische Verstand, der feine Linien zieht und immer in die Tiefen weiterforscht.

Theaterstücke: „Erlkönig – Der König von Erl“. Uraufführung 14.10.1995, Schopfheim, Regie: Wolfgang Dreiser; „Rotteck-Ring“, Uraufführung 9.7.1999, Stadttheater Freiburg, Regie: Udo Feger; „Verena Enderlin“, Herrischried 2001, Regie: Günther Weber.

Und nochmal Sohn von

Natürlich ist ja auch noch die Mutter. Klärle Jung, auch sie ist Quelle und Kraft für dieses Leben, und es gehören immer zwei zu einem Sohn. Sie hat ihn ermuntert zum eigenen Weg, wußte um die Schwierigkeit, Sohn dieses bekannten Vaters zu sein und auch zu schreiben, und dazu auch noch in Alemannisch. Und noch mehr. Die Geschwister, der große Bruder, Vorbild und Bahner, einfach älter, und die Schwester, die frühe Mutter und Musikerin. Bruder von

Überallher kommen Einflüsse. Lernfelder, die den Blick schulen und das Gefühl bestimmen.

... LEICHTATHLETIK ...

Was hat so eine Überschrift mit einem Mundartdichter zu tun? Nun, es ist Teil von seinem Leben. Da gibt es viele Überschneidungen. Der Trainer, der des Beste herausholen will, ohne Tricks und Lügen, wie eigentlich üblich. Selbst der profane, schweißtreibende und vor allem dem Sieg zugewandte Sport wird bei M. M. Jung ein Gebiet für seine menschliche Lyrik.

75 Jahre Leichtathletik-Bezirk Oberrhein 1923–1998“, Berichte, Bestenlisten, Biographien, Drey Verlag, Gutach 1998 (zusammen mit C. Fabrizio)

*begleitsch mi aben in
d halle*

*he nei
de bisch doch nit
s erschtmool do*

*aber
i will s*

*des isch
ke grund nit*

*sag i un gang
un uf eimool des
weh*

*du chönntisch nümme
frooge*

*un s wüsse
s git*

*ken andre grund nit
as*

i wills

*So etwas heißt dann bei ihm trä-
ning – miine buebe.*

HEIMAT

Es gibt sie also noch, Heimatgedichte, aber in zeitgemäßer Neugestalt. z. B. Ibach, Stokkmatt, Säckingen, wie sie sich dann weiten nach Argentinien. Seine Gedichte lassen sich oft verorten.

fluchtnische

Tauerntunnel, im zug

fluchtband

wiiß in de nacht

duss an de wand

e fluchtband

wenn im dunkle bisch

wien e wasser

zieht de zug

fluchtband

dussen im dunkle

stügen un sinken im

takt vo diim schnuuf

in d fluchtnische

schlaat s herz

Der Autor ist auf jeden Fall in seiner Umgebung verankert. Da läßt ihn nichts kalt.

„Heimat ist dort, wo man sich einmischt!“ sagt er. In seinem Band halbweertsziit definiert er Heimat als „heimet / heißt / sich selber / wider / finden im / dussen und im / dinn“. Und er war ja auch auf verschiedene Arten draußen. Er studierte in Freiburg Germanistik und Sport mit dem Ziel Lehramt Gymnasium. Aus dieser Zeit stammt die Beobachtung eines sozialen Brennpunktes, Weingarten. „wo Steifinger grau / probire Löcher in Himmel / iine z bohre / vermesse / Do sueche d Vorstadtchinder / e Sinn ummesuscht / vergesse“. Dieser Tonfall folgt noch ganz dem sozial-pessimistischen Duktus der 70er Jahre. Die Beobachtungen würden heute noch stimmen, wenn nicht die Spaßgesellschaft andere Bilder forderte.

Dann sein Studium in Oslo. Der Wiesentäler vertieft sich in Skandinavistik und Philosophie, gewinnt mit dem Abstand neue Nähe zur Sprache. Es scheint zu den Grundgeheimnissen zu gehören, daß Mundartdichter fort müssen, um in ihrer Muttersprache, in ihrem Dialekt ankommen zu können. Helmut Pfisterer, der jahrelang in Teheran war, schrieb dort schon schwäbisch, J. P. Hebel schuf in Karlsruhe seine alemannischen Gedichte, Johannes Kaiser ist weit weg von seinem Geburtsdorf, aber die Sprache bleibt nah.

Äußeres Dokument dieser Zeit ist der Band „Norwegen“, Herder Verlag 1992.

Die inneren Dokumente, die sich bei Jung in Gedichten ausdrücken, sind feiner, filigraner. „de himmel liechtet / . . . / no vor aß es richtig / dunkel isch/.“

Und wieder zurück: Referendariat in Weil und Lörrach – an „seinem“ Hebel-Gymnasium, erste Lehrerstelle in Tuttlingen, für ein halbes Jahr Krankheitsvertretung (übrigens in einem Kollegium, das sein Alemannisch für eine Krankheit hielt), dann Schopfheim, nachdem er Rottweil abgelehnt hatte. Er wolle dort Lehrer sein, wo er die Menchen kenne, ihre Probleme, ihre Art, darüber zu sprechen. Er wohnt nun mit Marion und und ihren Kindern zusammen. Bald kommt der Umzug in des eigene Haus in Wehr. Eigentlich ein stinknormales Haus, wenn nicht in der Nachbarschaft besondere Häuser stünden. Bei meinem letzten Besuch hörte ich

es sofort, daß ungewohnte Klänge aus den Fenstern kamen. Asylanten bringen in der Musik und ihrer Sprache wenigstens ein Stückchen Heimat mit. Satellitenschüsseln fangen mühsam dünne Impulse aus dem Äther, um für ein paar Sendeminuten den Schmerz der Bodenlosigkeit zu dämpfen. Die Familie Jung machte ein Fest mit den Asylanten, sogar der Bürgermeister kam. Aber die aufrechten Heimatbewohner verschanzten sich in der Nähe in einer Dachluke, und ein besonders großer Aufrechter schoß auf Marion mit einem Luftgewehr. Trifft. Glimpflich.

„asylante // klopfet an / es wird / euch aufgetan // e heimet / git keine freiwillig her ...“, und mancher Alemanne duckt sich feige mit seinem Gewehr. Da bekommt das Wort schnell seine Bedeutung wieder, die wir längst überwunden glaubten.

DER KATHOLIK

„Mensch / uus Staub bisch / Chrüz uf s Hirni“.

„un s letschtmool / wird er baum / im tod / im chrüz“

„Macht euch die Erde untertan // lebe chönne / still / lebe chönne / ... stillebe.“

„Litanei / ... heb d Hand über selli / wo nit ganz bache sin ...“

„gschlagen / an s chrüz / Herr vergib ihnen ...“

„chille / katholisch / was vertraisch denn no ...“

Bist du Moralist, fragte ich ihn? Ich möchte den Finger in die Wunden legen, sagte er.

*Emma Sara Isaac
du häsch e hüüsli
gha
alt verhuddlet aschgrau
du*

*Besitztum von Juden
ist unbürokratisch in
das Volkseigentum zu
überführen*

*un du
Emma Sara Isaac
du häsch öbbis welle
für di huus
du
jud*

*vo brief zue brief
hän s der weniger
botte
die herre
mensch vo doo*

*namelos
glücklich hüt
well d näme
gschwerzt sin in
jedem dokument
Emma
Sara Isaac wurde
später in das
KZ Theresienstadt
überführt.
Ihr weiteres Schicksal ist
unbekannt.*

unbekannt

*de eine
schwerzt mer d näme*

*s lebe
dir*

DICHTE WEITE HEIMAT

Bei Jung rutscht das Private nie ab in ein Anbiedern. Er verkauft nicht seine Seele auf dem gängigen Psychomarkt der Befindlichkeiten. Auch bei den Gedichten über die Familienmitglieder, wie z. B. seine eigene Tochter Laura oder seine Frau, bleibt das Innere immer geschützt.

mit dir
vom schwüege
schwätze

Viele seiner Texte sind speziellen Menschen gewidmet. Für Karl August Hanke, für Laura, für Octavio Paz, für Gerd und Diego, für Ernst Jandl. Der Heimatbewohner ist immer Weltbürger, in seiner Pfütze vor dem Haus spiegelt sich Maria Soledad irgendwo in Argentinien. Das Private verstrickt mit dem Politischen. Das zeigt sich besonders sehr stark in seinem Band *rägesuur*.

Natürlich kann man eine Entwicklung ausmachen. In seinem ersten Band reibt er sich noch an älteren Formen. Das gilt für die drei Rondelle für Joseph Eichendorf wie auch in seiner Bächli – Bliemli – Poesii für den Vater. Aber auch da hatte er sich schon längst aufgemacht auf den Weg zu seiner ureigensten Form, zu seinen sparsamen, vor allem ungeschwätzigen Gedichten. Da ist nie etwas zuviel. Alles ist ganz dicht. Die meisten Texte brauchen einen Schlüssel und der liegt oft in der Zeit. Man muß sie mehrmals lesen. Jung hat ein paar Wörter, die sich wie eine semantische Spur durch seine Texte ziehen. *Hirni, Wörter, Froog, Spiegel, aber auch Baum* sind solche.

Jung ist fasziniert von dem Material mit dem er umgeht. Er sucht das Wort, das zu sich selber findet. Ziel dieser Suchwanderung ist die Sinnggebung, und das Wort ist Vermittler auf dem Weg zum Sinn. Entsprechend verabscheut er alles Schwadronieren, die Lügensprachen der Werbung und der Politik. Dort wird das Wort verhunzt und entwürdigt. Er aber will die Worte ernst nehmen, sucht ihre Vollendung, ihren Grund. Da bleibt auch nicht viel Platz für Spiel. Das Spiel arbeitet immer mit Abstand, mit Absichtslosigkeit. Das ist nicht Jungs Sache. Er forscht in die Tiefe, in die Essenz von Sprache und damit von Sinn.

Und das ist ein mühsamer Weg. Es purzeln die Gedichte nicht im Stundentakt aus der Schreibmaschine, wie etwa bei Erich Fried. Lebensleistung läßt sich nicht in Seitenzahlen quantifizieren.

Jung ist eine Speerspitze im Umgang mit alemannischer Sprache in dieser Informations-

gesellschaft. Noch nie wurde soviel gedruckt, noch nie wurde soviel gesendet und gesprochen, geschrieben und gelesen. Gerade die Masse macht das Einzelne so wertvoll.

„rägesuur“, Edition Isele, Eggingen 1986, „halbwertszeit“, Waldkircher Verlag, Waldkirch 1989; „hexenoodle“, Waldkircher Verlag, Waldkirch, 1993; „zämme lese“, Drey Verlag, Gutach 1995.

WAS M. M. JUNG NICHT IST

In dem Band *Die Erfindung der Poesie*, Dichtung der ersten viertausend Jahre von Raoul Schrott steht:

„Wo in anderen Literaturen das Handwerk und Mundwerk im Vordergrund stehen, wurde die Dichtung im deutschen Sprachraum stets mit der falsch verbundenen Ableitung des Verdichtens in Zusammenhang gebracht – so trieb man ihr das Lustbetonte und Offene im Umgang mit der Sprache aus und zwang sie aufs Blatt.“

So wäre Jung ein echter deutscher Dichter.

UND IST

Ich suche weiter im Lexikon nach dem ursprünglichen Sinn des Wortes Dichten. Dort steht: dichten kommt ja vom ahd. dihton „schriftlich abfassen, ersinnen“.

Da ist es wieder: der Sinn. Das trifft genau auf seine Arbeiten zu.

EHRUNG UND IGNORANZ

Seine Gedichte haben viele Preise errungen. Zuletzt: 1.Förderpreis beim internationalen Lyrikwettbewerb in Meran/Italien, 1998; Werkstipendium der Kulturdepartements Basel-Stadt und Basel-Land, Schweiz; 1999; „Gedicht des Monats“ der Gesellschaft für zeitgenössische Lyrik, Leipzig, 1999; 1. Preis beim Landeslyrikwettbewerb 1999 im Kreis Waldshut.

Das ist die eine Seite. Geehrt und preisgekrönt. Die andere Seite ist aber immer noch diese: Man trifft bei Lesungen und Schriftstellertreffen auf hochsprachliche Autoren, und

sie drehen sich mit leichtem Nasenrumpfen ab. Sie verschanzen sich hinter einer platten Überheblichkeit, als ob Hochdeutsch mit Hochkultur gleichzusetzen wäre. Noch verblüffender ist die Rezeption der Arbeit in der badischen Presse und Rundfunklandschaft. Die Redakteure erweisen sich als äußerst standhaft in der Nichtwahrnehmung regionaler Arbeiten. Krampfhaft arbeiten sie an der Aufrechterhaltung der Volksweisheit, daß der Prophet im eigenen Land nichts zählt. Es braucht noch viel Durchhaltevermögen, bis im globalen Kulturgeschehen das Regionale seinen würdigen Platz bekommt. Das aber bitte nicht posthum.

Damit das alles auch im südbadischen Kulturraum weiterwachsen kann, hat er 1989 zusammen mit Thomas Burth die alljährlich stattfindenden Schopfheimer Mund-Art Literatur-Werkstatt ins Leben gerufen. Alle Größen des näheren und weiteren Umlandes, von Bayern und Bern bis zu den Sorben, sind bisher gekommen, haben miteinander gelernt und dem Schopfheimer Publikum ihre Werke vorgestellt. Sein Partner Thomas Burth ist mittlerweile verstorben. Möge die seltene Initiative weitergehen.

Mit seinen Anthologien arbeitete Jung in dieselbe Richtung, die Erfassung der alemannischen Kultur in der Gegenwart. Eine mühsame Arbeit auf der einen Seite, auf der anderen Seite ist er der Fachmann für diese Literatur. Sein Blick als Germanist ist geschult, er kann Strömungen erfassen und sie dann darstellen.

„D Hailiecher – Alemannische Anthologie Junge Mundart“, Morstadt Verlag, Kehl 1987; „welleweg selleweg“, Drey Verlag, Gutach 1986.

DIE GLOSSEN

Mittlerweile sind an die 250 Glossen von ihm erschienen, u. a. in der allmächtigen Badischen Zeitung, aber auch i der anderen BZ, der Basler Zeitung, in der Dreilandbeilage. Naturgemäß bewegt er sich in seinen Themen hier auf sehr viel leichterem Parkett. Aber auch hier gilt immer wieder, daß er seinen Finger in die Wunden legt, das kann man schon an den Überschriften sehen:

*D Schwiiz zwüsche aabrünzle
und zruckzieh
Blähdinosaurier
Des mit de Jude
Stammtisch-Stolz*

Mit diesen Texten erreicht er ein großes Publikum. Und ab und zu hat er auch Glück, und vereinzelte Glossenleser machen sich auf zu Lyriklesungen und lernen den anderen M. M. Jung kennen.

„E himmlischi Unterhaltig“, Drey Verlag, Gutach 1995.

BLOCHE

Wenn i hütte amig miine Huusmaa-Pflichte nochgang un hintrem lärmige Bröselifresser un Hüülbese hintedrii schlurb, wo uf em Teppigbode si Vorwerk verrichtet, no fallt mer ammel ii, wien i as Chind ha dörfen am Samschtig de Linoleumbode pflege. Zerscht han i mit em Fluumer müeße unter d Möbel untre goh. Jeggisnei, was do alles fürechoo isch däbii; alles, was mer d Wuche dure so verhühneret gha hät: Legoschtei un Glugger, Bauchlötzli, Händsche, Lippeschtift. D Staubfotzle han i usem Fenschter ab em Fluumer gschüttlet un zuegluegt däno, wie si de Nochbere untedra wider in d Fenschter dri gseeglet sin. Dä Fluumer hä mer übrigens au suscht guet chönne bruuche, we mer zum Bischpil e Perücke gsuecht hän zum d Beatles noochmake oder zum de Vatter verschrecke.

Däno isch s Bloche draacho. S Wachse hät d Muetter, glaub i, selber gmacht. Sell Blochen isch amig e Cheibeschpaß worde: Dä schweri liseschtei fürschi un retuur über de Linoleum schieben un zieh, e bizz an d Möbel bumse däbii oder an d Türe; – jedi hät en andre dumpfe Ton gää, un d Muetter hät us de Chuchi gschumpfe: „Jetz pass doch au uf!“ Un des metallischi Chlacksen im Achsleglenk, wenn de im Blocher d Richtig gänderet häsch. „Schuco-Wertarbeit“ isch druf gschtande, in re ganz alte Schrift. Hät s Strich am Bode gha, han i mit einem Fueß uf de Chlotz drufdrucke müeßen un blochen un bloche, bis de Bode glüeih un

de Wachsduft in d Nase gschoche hät. So isch s mer vorchoo uf jede Fall.

De Schluß isch aber am schönschte gsi: s Glänzigriibe mim e Lumpe drunter. Do han i nämli, well s so liicht gangen isch, amig di chlei Schwöschter mitnä chönne. Si hät sich uf de Blocherschtei abeghuurt, hät sich am Stil feschtghoben un giigst vor Freud, wenn i si im Huusgang ummegschleuderet ha.

Mit em Staubsuuger hüt, do goht das nit. I glaub, i lueg emool, ob untrem Teppigbode nit no Linoleum isch.

Hinter allem Engagement ist das fein Webende, das sich zwischen Menschen unablässig ereignet. Hier zeigt sich die absolute Kraft von Mundart. Diese Sprache muß sich nicht auf einem medienverbrauchten Terrain bewegen, sie hat immer ihre unberührte Insel. Es sind einfach zu wenige, die sie verbrauchen könnten. Werbung, Politik, Mediensprache dringen kaum in diese Schutzzone ein. Englisch und Hochdeutsch haben sich längst den Privatraum erobert. Happy birthday wird an Geburtstagen von L. A. bis Lörrach angestimmt. Das kann mit Alemannisch wie mit jedem anderen Dialekt nicht passieren. Es bleibt immer verbindlich. Das gesprochene Wort zwischen zwei Menschen mit einem subtilen Klangcode, der sich nach ein paar Kilometern völlig verändert, schafft einen reichen Intimraum. In der Sprache verbindet sich das körperliche mit dem seelischen Element. Und da braucht es Sinn.

hinterschi vürschi

*selbzeit
im boot*

*du luegsch vürschi
zeigsch
wo s dure goht*

*ii
am rueder
hinterschi
sih d gischtigi spuur
wo hinter is*

*böge wiist
chrumm
un all lenger
ohni ass si vergoht*

*hinter mir
s ziil
chunnt nööcher
i sih s
an diim blick
erinnrig*

*de wind
e liichti
chüehli hand*

*er nimmt mer
windig um windig
d schattebindi
vom nachtblinden
aug*

*de tag bricht
uf
die wunde
wo schwärt
iiniszues*

Uli Führe September/Oktober 2000

FORTSCHRITT

Wie isch des friehner gruusig gsi, wenn de zum Zahnarzt häsch mieße. Dä Gruch, die Gräusch! Des hät scho weh tue, wenn de no im Wartezimmer uf em Stängeli ghockt bisch. Un erscht d Behandlig dänoo: die Tortur, die Folter mit däne uusgsuecht schreckliche Inschtrument. Un alles ohni Sprützi, gell!

Won i no e Chind bi gsi, hät mi emool ein plogt. Son e vereitrete Backezahchaib, mein i. Mer hät mer Lachgas gä, un i ha mieße zelle, bis mer trümmelig worden isch. Mei, i bi glii wider wach worde, wo de Zahschtümplidokter so breitbeinig wie de John Wayne uf de Stuehlelehni über mer stoht, mi an de Zangen in d Luft ufe riißt un Auge macht däbii wie de Dokter Mabuse. Zweek Folterei-Assischtentinne drucke mi dägege, abe, tief in Stuehl. De Zah isch bro-

chrebsgschwür

Gasteiner Tal, vom zug us

*grünmoosige schoß
türkisschwarz s wasser
in der din
hüüser
fresse d matten uf
chüehli
schwarz wiiß
käue wider de
winzigi rescht
Bad Gast ein
de mensch
chrebst in
s land*

che, mim e Stuck Chnoche dra, logisch. Hät mer de lieb Gott miini Zäh doch so guet zum Hebe gmacht as Usglich däfür, ass er mer miini Biiberli so sheps un durenand in d Schnure drii gwürflet hät.

Un hüt? De meinsch, de wärsch in re futuristische Konditorei. Die herrliche Düft nach

zämme läse

*zämme läse
d scherbe
splitter spiegel sprooch
verbrocheni
verschückleti welt*

*zämme läse
stückle
s git nie öbbis ganzis nie
zämme läse
richte
s git öbbe öbbis
neus*

zämme

*zämme
gläse*

däm Chätschgummizüügs, wo s der allbott diini Raffle driidrucke tüen: Pfeffermünz, Banane, Marzipan. Un überall Kombi-Uter un des Gesäusel us de Luutschprecher: „Fräulein Schöning in Raum drei, bitte!“ Un scho seglet e wiiße Engel iine. S fehlt eigentli numme no, ass de bim Warten e Kaffi überchunnsch.

Zallerersch kriegsch däfür aber glii emool e Sprützi. Eini, wo fascht gar nit spürsch. Dänooch muesch numme heidemäßig Obacht gä, well de ne eisiittig taubi Schnure kriegsch dävo. Un so tuesch bim Muulusschpüele de Lätsch hängge lo, un s Wasser trielt däbii über s Hemmli ab. Wenn den am Usschpeue bisch, chasch der sogar selber däbii zueluege. In de Mitti vom Spuckibeckeli isch nämli e Metallschiibli drin, wo wien e Lupe diini Zäh un Lippe vergrößeret: à la Lumumba, hett i fascht gsait.

S bescht isch aber: De häsch die ganzi Ziit s Röntgebild vo diim Gfräß vor Auge. Do grinst der di eigne Totechopf in s Gsicht un animirt di zum Sinire über Läben un Tod. Mei des hilft, seelisch. Vor allem, wenn der de Dokter am Nerv ummemadlet. Besser no wie d Sprützi. De denksch, lieber e bizz Weh, aber in däm Läbe drin. So wie di eigne Toteschädel sihsch bigoscht no frieh gnueg us, un lang gnueg jo au, jo wägerli.

So kriegsch halt hützedags bim Zahnarzt nit nummen e physisch dentali Behandlig, nei, de kriegsch au no ne psychohygienisch transzendentali. Un des isch doch Fortschritt, oder?

WIE FRÜEHNER AMIG

I bi am letschte Wuchenend mit miine zwei Buebe un em Göttibueb s Baumwullwägli vo Mambach ufe Ehrschberg ufegwandret: sell steili Wägli, wo früehner amig d Heimwercher vom Hinterhag ihri zentnerschwere Baumwullballen ufegschlaipft hän, an ihri Spinnräder un Webschüehl ufe, un s Tuech däno wider aben in s Tal, für e paar Mark Winterlohn; sell Wägli, wo d Chinder amig, so alt wie miini Buebe jetz, in aller Herrgottsfrühj druf abe grennt sin in d Fabrik.

S isch e herrliche Oktobergoldtag gsi. Goldgäl hät s Buechelaub glüüchtet, rot de Bergahorn drin. E Teil Matte sin no saftig grün gsi, mit wiißen un violette Tupfer drin vo Margrittli, Noodlechüssi un Flockeblueme, d Weid-

berg „gääl wie Maidlihoor“, wie s de Gerhard Jung im e Gedicht sait.

Allbott si mer wider stoh blibe, hän de Stirchälbli bim Grase zuegluegt, im Hühner-vogel, wien er mit em Ufwind Fangis spilt. I ha müesse Gschichte verzelle, wie s früehner amig zuegangen isch un ganz früehner, Gschichte vo mir un sonigi, wo mer de Vatter verzellt hät oder de Großvatter. S isch mer wohl gsi, wie wenn i selber wider Bueb wär, halt wie früehner amig.

Mer hän in de „Tanne“ iigchehrt un öbbis trunke. Am Stammtisch sin, so früehj am Nomittag, numme vir Lüüt ghockt. Die hän sich köschtlisch amüsirt über de Atrag vom e Wirt, dunten im Tal, wo in siinre Beiz so Gogogörls will ufrette lo. „Do chönnte sich d Atzebacher Wiiber doch uf de 580 Mark Basis abwechsle mim Tanze, Oobe für Oobe, un s chäm e bizz Schwiizer-Geld in die armselige Hütte dort unte.“

So isch s e Wiili hin un her gange, bis ein gsait hät: „S nimmt mi doch wunder, wer doo dähinterschteckt. In de große Stedt hockt hinter sottige Schuppe allewil de Jud dähinter, dä mit em Geldsack un de lange Nase, ob s do unte wohl au e Jud isch?“ S hät keine glacht. „Nai, i glaub, s isch en Schwiizer“, sait en andre. „Ke Wunder!“, de erscht. Un mer wechslet s Thema.

S isch gsi, wie früehner amig.

Anschrift des Autors:

Uli Führe

Am Rainhof 21

79199 Kirchzarten